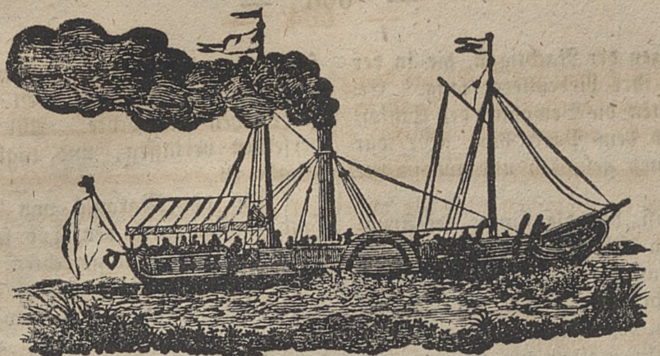
№ 84.

Donnerstag, am 15. Juli 1841.



Von dieser den Interessen der Provinz, dem Volksleben und der Unterhaltung gewidmeten Zeitschrift erscheinen wöchentlich drei Nummern. Man abonnirt bei allen Postämtern, welche das Blatt für den Preis von 22½ **Sgr.** pro **Quartal aller Orten franco** liefern und zwar drei Mal wöchentlich, so wie die Blätter erscheinen.

Das Dampfboot.

Allgemeines humoristisches Unterhaltungs- und Volksblatt für die Provinz Preussen und die angrenzenden Orte.

Sidonia.

(Fortsetzung.)

Doch nur kurze Zeit sollte ihr segenreiches Leben währen, und bald ihre reinen Freuden vom Gifthauch der Verleumdung verwehet sein. Verwundert über ein Wesen, das in allen seinen Unternehmungen von einer unsichtbaren Macht begünstigt wurde, das schon durch ihr Dasein so viel wirkte und schaffte, und in dessen Macht es stand, ja auch dereinst in eben demselben Maaße Unglück ringsumher zu verbreiten, ward sie von der Marquise, wie auch von Jedermann, wie eine Zauberin und als schädlich betrachtet. Niemand wußte von ihren frühern Verhältnissen, und man war daher bereit, da auch noch immer keine Kunde über dieselben, über ihre Familie, Herkunft u. s. w. einging, Andeutungen zu ihrem Nachtheil im Stillen über sie zu verbreiten. In ihrer sonst so beseligenden Nähe wurde jetzt Allen, vorzüglich aber der Marquise, stets unheimlich zu Muthe, und sie sann daher auf ein Mittel, sie von sich zu entfernen.

Sidonia empfand schmerzlich das immer kälter werdende Benehmen derselben, und bemühte sich auf's neue, das verlorene Vertrauen wieder zu erringen. Jedoch umsonst; sie wurde von ihr in ein dunkles, entlegenes, kerkerartiges Gemach für immerdar verwiesen.

Mit namenloser Wehmuth, doch Gott ergebenem Sinne, fügte sie sich in deren harten Willen.

Noch ein Mal aber, bat sie, möge es ihr vergönnt sein, die schöne Natur zu begrüßen, noch ein Mal daselbst den Schöpfer zu preisen für die wonnevollen Stunden, die sie auf dieser Erde verlebte. Als der nächste Morgen dämmerte, hüllte sich Sidonia in ein schwarzes Trauergewand, und durchstrich die blühenden Fluren. Rastlos eilte sie über waldbewachsene Bergketten durch die Wälder und über die Hügel dahin. Balsamische Düfte, die aus den Gebüschen und Pflanzen emporstiegen, erfüllten die Atmosphäre mit köstlichem Wohlgeruche. Kein Lüftchen regte sich in den Blättern der Bäume, auf deren Zweigen die Vöglein, Morgenlieder singend, sich wiegten. Friedlich weideten die Heerden auf den üppigen Wiesen, und Ruhe herrschte rings umher. Thränen entflossen ihren Augen. Seufzer entstiegen ihrer Brust. O Gott, Du weiser Lenker der menschlichen Geschicke, — sprach sie — warum soll ich lebend schon so früh von dieser schönen Erde scheiden? ich, die stets dankend Deine Schöpfung, Deine Allmacht anerkannte, und bemüht war, Jeden zu beglücken und Freude um mich her zu spenden! Doch kindlich vertraue ich Deinem Beistande, und es geschehe Dein heiliger Wille. So lebt denn wohl, ihr Hügel und ihr Berge, Sidonia wird euch nimmer wiedersehn!

Als die Schatten kürzer und blässer zu werden begannen, kehrte sie ermattet zurück, wankte noch ein Mal dem Parke zu, und ließ sich ruhend auf eins der Blumenbeete nieder. Der Abend war wonnevoll. Der Mond spielte auf der Fluth, kein Geräusch ließ sich vernehmen, kein Wind bewegte die Blätter. Man hörte

nur die harmonischen Seufzer der Nachtigall, die in der Stille des Sommerabends ihre Liebeslieder sang. Einige Stunden später schritten die Bewohner des Schlosses, Sidonia suchend, nach dem Parke hin. Sie war unter den Blumen zusammen gesunken und für immer entschlafen.

Grell war der Contrast, den die Kinder des Frühlings neben dem schwarzen Todtengewande Sidoniens bildeten. Ihr reiches, braunes Haar wurde von den Nachtlüften leise durchweht, das schöne Antlitz, die sonst frischen Rubinenlippen leuchteten weiß, wie winterlicher Schnee. Grabesstille waltete um sie her. Da verbreitete sich ein heller Glanz um die Entseelte und ließ es deutlich in den himmlisch freundlichen Zügen erblicken, wie im Todeskampfe noch ein liebliches Bild sie umschwebte. Dann läuteten alle Glocken, und die Nacht lichtete sich zum Tage. Erstaunt starrten die Umstehenden auf Sidonia hin, dann hörte man noch lange das Gerede und Gemurmel der sich zerstreuenden Menge, und die Marquise sprach: gebt ihr ein ehrend Begräbniß. Darauf wurde sie auf einem freien Platze in einem kleinen Walde beerdigt.

Nach einigen Tagen verwelkten alle Blumen, das Laub der Wälder wurde trocken, die Früchte verschwanden von den Bäumen, und das Gras der Wiesen verdorrte. Nur auf Sidoniens Grabeshügel blühten Rosen, die Blumen der Liebe, in unendlicher Schönheit, und nicht des Sommers glühende Strahlen, noch des Winters erstarrende Kälte waren vermögend, ihnen ihr Fortblühn, ihre Frische zu rauben.

Die Marquise fühlte sich nun ganz vereinsamt, und in noch wehmüthigern Erinnerungen gedachte sie öfter ihres holden Kindes, das jetzt schon zur Jungfrau herangereift, und ihr Freundin und Vertraute gewesen wäre.

Heimlich und romantisch lag das Wäldchen, in welchem Sidonia ruhte. Als einst die Marquise dorthin gewandert war, blieb sie überrascht vor dem duftenden Rosenhügel stehen, und seit lange den Besitz der Blumen entbehrend, streckte sie die Hand darnach aus, einige von denselben zu pflücken. Da erscholl ein klagender Ausruf durch den Wald, und sie vernahm in abgebrochenen Sätzen und dumpfen Tönen die Worte: Die Blumen der Liebe blüh'n nicht für Dich. Es ist ein Anderer bestimmt, sie zu brechen. Wisse Unglückliche: Sidonia war Dein Kind, das die Waldgöttin von Deinem Gram und Deiner Reue gerührt, Dir von Gott zurückerflehte, das Du ohne Mitgefühl für Deinen Nebenmenschen aber nicht besitzen durftest. Darum hemme Deinen Thränenlauf, Sidonia ist für immerdar von Dir geschieden!

Diese Worte hatten zauberisch auf die Marquise gewirkt, und in ihr den bittersten Kummer erregt. Sie fühlte ihr Herz um so mehr von Gram erfüllt, da sie sich auf's Neue einer Schuld bewußt war. Düster, von der Trennung Sidonias fast erdrückt, schlich sie einsam wie ein Schatten umher, allen Umgang mit den Menschen vermeidend, weil Nichts ihr die Verlorene zu ersetzen vermochte. Alle Lebenslust hatte sie mit derselben verlassen, und täglich wankte sie näher dem Grabe zu.

Als der Marquis von Sincur zurückgekehrt war, fand er sich durch den Tod seiner Gattin, deren frühes Hinscheiden er dem gerechten Zorne der Vorsehung beischrieb, in den Wittwenstand versetzt. Von ihrem, mit hohem Grase und Moose bewachsenen Grabhügel schritt er zu dem Sidoniens. Da gab er bei den schweigenden Denkstätten sich oft seinem Nachdenken hin. —

Hier hatte Natalie ihre Erzählung geendet, während welcher sie die schönsten Partieen des Waldes erreicht hatten, wo ringsum eine feierliche Stille herrschte, die nur zuweilen durch das Rascheln einiger aufgescheuchten Rehe oder Hirsche, die durch die Gebüsche wie flüchtige Schatten flogen, oder durch das Wirbeln der Lerchen in der blauen Luft über ihnen, unterbrochen wurde.

Um eine reizende Grotte wand sich eine Felsenwand, von Tannen malerisch bekränzt, und seitwärts rauschte ein kleines Wasser, von Epheuranken umgeben, rechts bot noch eine geräumigere Grotte dem Wanderer Kühlung dar, und die säuselnden Blätter der Birken verliehen diesem Orte einen seltsamen Zauber, ein geheimes, wunderbares Leben schien hier zu walten. Die Fremden, welche von diesem Anblick entzückt waren, sprachen: Gewiß, hier muß die Schutzgöttin des Waldes wohnen, und dieser schöne Ort hätte ohne jene wahren Begebenheiten verdient, daß die Menschen auf Mährchen und Wunder sännen, die sich hier zugetragen hätten, um dem Orte ein noch höheres Interesse zu verleihen. Da sprengte ein Reiter daher, und sie blickten überrascht zu ihm auf. Natalie aber eilte liebreich ihm entgegen, und stellte ihn den Gästen als den Marquis von Sincur, und als ihren Verlobten vor. Innig freute er sich, den jungen Alzedor von Eiwerti wieder zu sehn, und bekräftigte demselben die Aussagen seiner Braut.

Wolltest Du aber, liebe Natalie, nicht noch den Herren die Erzählung von der alten Wiarna mittheilen? — fragte Marie, — die dürfte vielleicht auch einiges Interesse für sie haben.

Darauf wünschten dieselben auch durch sie eine Mittheilung zu vernehmen, und während die Liebenden unter andern Gesprächen sich weiter in den Wald verloren, begann nun Marie:

Die alte Wiarna ist wohl eine der Unglücklichsten im Dorfe, da sie durch den Tod Sidoniens ihre Habe und Kinder, von denen sie stets redlich gepflegt wurde, verlor. Fast immer mit ihrem Enkel auf dem Siechbette weilend, durchflocht sie, voll von phantastischen und abergläubischen Träumen, in ihren langen Krankheiten gerne ihre Unterhaltung mit Prophezeihungen und Andeutungen auf die Zukunft hinaus, die sie aus tausend

wahrsagenden Versuchen, dieselbe zu enthüllen, geschöpft hatte. (Schluß folgt.)

Stimmen des Echo's.

Werden nicht Talente sehr oft weniger berücksichtigt, als Kleider?

Echo: Leider!

Wem mögen wohl die Landstände in X. in ihrer Wirksamkeit gleichen?

Echo: Leichen!

Was kann zuweilen selbst dem Unwissendsten den Weg zu den einträglichsten Stellen im Staate bahnen?

Echo: Ahnen!

Welches sind die schädlichsten Insekten?

Echo: Sekten!

Welches ist der schicklichste Platz für die Schriften mancher neuern Philosophen?

Echo: Ofen!

Briefliche Mittheilungen.

Berlin, im Juli 1841.

Welche Folgen die Pietisterei hat, davon könnte man eine solche Menge Beispiele liefern, welche mehre gedruckte Bogen füllen würden, und sie dürften, als Nachtrag zu der Schrift: Ueber die Gefahren der Pietisterei, den besten Kommentar liefern. Ich will mich indeß auf einige genau bekannte beschränken, damit jeder Unbefangene selbst ein Urtheil fällen könne, in wie fern die Gefahren, die man wegen des Umsichgreifens des Pietismus besorgt, gegründet sind oder nicht. Eine Schwalbe macht keinen Sommer, heißt es, aber mehre, und so liefere ich auch mehre Thatsachen, mit dem Wunsche, daß Andere meinem Beispiel folgen mögen. Eine Demoiselle R., von einer achtbaren Familie, lebte mit ihrer jüngern ebenfalls unverheiratheten Schwester zusammen. Der Ertrag ihres Vermögens sicherte ihnen zwar keine glänzende, aber eine gemächliche Subsistenz. Sie wohnten beide in dem nämlichen Hause, in welchem auch ein achtbarer ehemaliger königlicher Beamter mit seiner Gattin eine Wohnung inne hatte. Befreundet mit den Manne ihrer Schwester, welche nicht in Berlin ihren Wohnsitz hatte, nahm sich, nach deren Wunsch, dieser Mann und dessen Gattin der beiden Schwestern, in vorkommenden Fällen werkthätig an, und sie fanden eine gastfreundliche Aufnahme bei diesem Paare. Die jüngere Schwester besuchte einen Verwandten auf dem Lande nahe bei Berlin, und hielt sich dort, ihrer Gesundheit wegen, mehre Monate auf; während dieser Zeit hatte sich ein Weib, das sich vom Aufwarten nährte, Zutritt bei der ältern Demoiselle R. verschafft; sie wußte es dahin zu bringen, daß deren frühere Aufwärterin entlassen wurde und sie an deren Stelle trat. Diese neue Aufwärterin gehörte zu den Frommen, sie brachte es bald dahin, daß Demoiselle R. ebenfalls sich solchen anschloß, und keine Predigt und Betstunde in der Gertrauden-Kirche versäumte. Während der Abwesenheit ihrer jüngern Schwester bezog sie daher eine andere Wohnung, weil sie mit der Familie, die ihr so wohlwollend entgegen gekommen war, alle Verbindungen abbrechen wollte, indem sie mit solchen Belialskindern nichts weiter zu thun haben wollte. Nach einiger Zeit dieses Wohnungswechsels kam die frühere Aufwärterin der Demoiselle R. zu der eben von dieser perhorrescirten Familie, und bat den Mann, einen königlichen Beamten, doch aus Mitleid, Maßregeln zu ergreifen, daß ein Einschreiten der Polizei vermieden werde, weil die Demoiselle R. in ihrer neuen Wohnung solche Spuren von Verstandeszerrüttung zeige, daß die Mitbewohner der Polizeibehörde davon Anzeige machen wollten. Er ging sogleich zu ihr; doch alle seine Bemühungen, ihre verschrobenen Ansichten durch ruhige liebreiche Vorstellungen zu berichtigen, blieben erfolglos. Seine Gattin versuchte es darauf, sie nachgiebiger zu machen. Gewissermaßen gelang ihr dies. Sie erfuhr von ihr, daß sie, um ein gutes Werk zu thun, mehres Silbergeräth, was nicht ihr allein, sondern als ein Erbgut, ihr und ihrer Schwester gemeinschaftlich gehörte, an einen Goldschmied, und vieles andere Hausgeräth, namentlich Betten und sehr werthvolle Tischgedecke, an eine Trödlerin verkauft habe, um von dem Ertrag einer blinden alten Frau, welche ehemals bei ihren Eltern gedient, eine Unterstützung zufließen zu lassen; und zugleich, wie sie die fixe Idee habe, daß sie vom Teufel besessen sei, der sie unaufhörlich reize, ihre Schwester zu ermorden. Es ergab sich, daß dieser schauderhafte Gedanke eines Schwestermords die Folge eines aus frühern Zeiten sich herschreibenden Ereignisses war. Sie hatte nämlich einen Geliebten gehabt, der sich um ihr Herz und ihre Hand beworben, demnächst aber eine größere Neigung zu dieser jüngern Schwester gefaßt hatte und im Begriff gewesen war, diese für ihn zu begehren; aber ehe er diesen Vorsatz ausführte, erkrankte er und starb. Der sonst Alles versöhnende Tod hatte jedoch den Groll in dem Herzen der Demoiselle R. nicht ganz vertilgen können, aber er erwachte erst wieder auf eine so empörende Weise, als sie sich den Betbrüdern und Betschwestern anschloß. Da sie geäußert, daß sie nur zu einem Geistlichen, dessen Predigten und Betstunden sie nie versäumt, Vertrauen habe, so ging der erwähnte königliche Beamte zu diesem Geistlichen, schilderte ihm die unglückliche Zerstörung des Gemüths seiner Zuhörerin, und bat ihn dringend, sie zu besuchen, oder durch ein Schreiben von ihrem Irrwesen auf den rechten Weg zurückzubringen. Mit vieler Mühe bewirkte er das Letztere, aber der an die Demoiselle R. gerichtete Brief war in einem herzzertrümmernden Tone abgefaßt, daß er nur dazu diente, sie in ihrer fixen Idee, vom Teufel besessen zu sein, zu bestärken. Die Wirkung blieb auch nicht aus. Herr M. — ihn namhaft zu machen, dürfte bedenklich sein, denn die Verfolgungssucht der Frömmler kennt keine Grenzen — traf nun, im Einverständnisse der Familie der Demoiselle R., die nöthigen Anstalten, um Unheil zu verhüten, und wo möglich, sie, die durch Frömmelei wahnsinnig geworden, heilen zu lassen. Er brachte sie in einer Heilanstalt eines bereits verstorbenen berühmten Arztes, mit dem er befreundet war, unter, und da es sich ergab, daß die Trödelfrau, ebenfalls eine Fromme, ihr von ihrer frommen Aufwärterin empfohlen, die Betten, Tischzeug und mehr dergleichen erhalten, ohne dafür Zahlung geleistet, noch darüber eine schriftliche Anerkennung ihrer Schuld ausgestellt zu haben, und sich nur mündlich anheischig gemacht hatte, monatlich der Blinden, bis die Schuld getilgt sei, einige Thaler zu zahlen, so ließ er die gewesene fromme Aufwärterin der Demoiselle R. zu sich rufen, und trug ihr auf, der Trödlerfrau zu sagen: daß sie sich den nächsten Sonntag nach beendigtem Vormittagsgottesdienst bei ihm einfinden sollte, um mit ihr das Nöthige, wegen der von der Demoiselle R. in Händen habenden Sache zu reguliren. Er wartete vergebens auf die Trödelfrau, sie kam nicht. Den Tag darauf ließ er die Aufwärterin wieder zu sich rufen und fragte sie: ob sie seinen Auftrag bestellt, und als sie dies bejahte, fragte er sie: weßhalb denn ihre Freundin, die Trödelfrau, nicht gekommen wäre? Da antwortete sie: „Sie hat sich den heiligen Sonntag nicht mit so weltlichen Dingen verderben und ihn entheiligen wollen. Uebrigens wird es Ihnen auch nichts helfen, was Sie deßhalb mit ihr vorhaben; da ist eine höhere Macht darüber.“ Bei den letzten Worten faltete sie die Hände, und die Augen verdrehend, blickte sie nach der Decke des Zimmers, als richte sie ihre Augen zum Himmel. Jetzt verlor Herr M. die Geduld, und er rief in gerechtem Unwillen aus: „Nun soll die höhere Macht die Polizei und Justiz sein. Jetzt packe sie sich, und komme sie nicht wieder über meine Schwelle.“ Bei diesen Worten öffnete er die Thüre, und sie entfernte sich, unter einem hohllauten Stoßseufzer über die sündigen Weltmenschen.

(Fortsetzung folgt.)

Reise um die Welt.

*** Wilhelm v. Meyern, der Verfasser des Dya na Sore, war einer der seltsamsten und zugleich edelsten Sonderlinge, welche die neuere Zeit aufzuweisen hat. Oesterreichischer Hauptmann, reich, die Brust mit vielen Orden geziert, intimer Freund des Fürsten Schwarzenberg, an dessen Todtenbette er noch stand, von allen Großen des Reiches ausgezeichnet und gesucht, blieb er bei alledem ein einfachschlichter Mann, dem nichts gleichgiltiger war, als das Treiben und Wesen der vornehmen Welt. Auf seinen Anzug verwendete er so wenig Sorgfalt, daß er öfters mit zerrissenem Rock und Beinkleidern erschien, bis sich zuletzt seine Kameraden des Zerstreuten erbarmten, ihm Rock, Weste und Hosen anfertigen und diese an die Stelle der getragenen auf den Stuhl legen ließen. Meyern ermangelte auch nicht, sich dieses neuen Anzugs zu bedienen, wurde aber nie die Veränderung gewahr. Als der berühmte Prokesch ihn zuerst besuchte, fand er den modernen Diogenes in einem prächtigen Pallast einquartirt, wo man ihm fünf Zimmer eingeräumt hatte. Aus diesen hatte Meyern sorgfältig alle Meubles herausschaffen lassen. Prokesch wanderte zwischen den kahlen Wänden hin, bis er in der fünften Piece in der Ecke eine Schütte Stroh erblickte, und in der Mitte der Stube einen großen Tisch, auf den ein Stuhl gestellt war. Hinter dieser Vorrichtung sah er Meyern stehend schreiben, der, so wie er seinen Namen hörte, ihn freundlich bewillkommte, mit einem Gesicht, was nach Prokesch Ausdruck, deutlich sagte: „Habe mich lieb!" Diese allgemeine Liebe, mit der größten Achtung verbunden, genoß er von Jedermann, der ihn kannte, in seltenem Maaße, und vergebens sollen ihm in Folge dessen zu wiederholten Malen bedeutende Posten angetragen worden sein, er lehnte dergleichen stets ab. Als ein komisches Beispiel, wie wenig er die am meisten gesuchten Lorbeern unserer Zeit; die Dukaten, zu achten verstand, möge es dienen, daß, nachdem er zwei Jahre lang seine Gage zu empfangen versäumt hatte, der Hofkriegsrath nach dem Hauptquartier schrieb, um sich zu erkundigen, was es denn für eine Bewandniß mit dem Hauptmann Meyern habe, der noch immer weder sein Traktement bezogen, noch irgend eine Nachricht deßhalb gegeben habe? Man theilte ihm dies mit. Mein Gott, sagte Meyern, es ist eine solche Unbequemlichkeit für mich, die Quittungen auszustellen, daß ich mich nicht weiter darum bekümmern mochte. Wenn das nur Jemand für mich besorgen und auch das Geld verwenden wollte; denn für mich brauche ich ja nichts. — Einer seiner Freunde, der Graf Johann P... bot sich hierauf an, Beides seinem Wunsche gemäß für ihn zu thun. Es geschah, Meyern selbst aber wußte für sich selbst nie mehr als monatlich zwei bis drei Gulden anzubringen. Dem Freunde verblieb das Uebrige zu wohlthätigen Zwecken, doch mit der ausdrücklichen Bedingung von Seiten des Eigenthümers, ihn nie mit einer weiten Berechnung darüber zu behelligen. Zu seinem Unglück erbte er späterhin noch 30,000 Gulden. Sogleich sandte er die ganze Summe einem Wiener Banquierhause und hat nie wieder darnach gefragt. Der Verlust seiner Manuscripte allein vermochte es, ihm trübe Stunden zu bereiten, und wahrscheinlich ist er auch die Ursache seines Todes.

*** Professor Leo hat für das Vorwärtsstreben unserer Zeit ein spöttisches Wort erfunden, es heißt „Aufkläricht," was manchen flitterhaften und inhaltsleeren Aufschwung recht passend bezeichnet.

*** England hat einen seiner größten Maler verloren — David Wilkie. Heimkehrend von einer Studienreise nach Syrien und Aegypten, wo er das Portrait Mehemed Ali's malte, erkrankte er am Bord des Dampfbootes „Oriental" und verschied am 31. Mai, noch nicht 56 Jahre alt, in der Straße von Gibraltar. Das Dampfboot kehrte nach Gibraltar zurück, doch wollte der Gouverneur der Leiche keine Ruhestätte vergönnen, und so wurde sie, nach Seegebrauch, den Fluthen übergeben.

*** Als die Gräfin Rossi, damals noch die gefeierte deutsche Nachtigall Dem. Henriette Sonntag, im Jahre 1829 in Moskau ihre Triumphe feierte, und die Einnahme, wenn sie sang, gegen 12,000 Rubel betrug, und der Direktor Duruszewski an den andern Tagen seinen Mitgliedern Benefize gab, die wenig Ertrag lieferten, lebte dort ein armer polnischer Maschinist, Vater von zahlreicher Nachkommenschaft, dessen karger Gehalt kaum ausreichte, jene kümmerlich zu ernähren. So betrübt und sorgenvoll der Arme auch war, hörte er doch mit einer Art von krampfhafter Freude, in der Coulisse, das wunderbare „Steh nur auf" 2c. der Künstlerin, und es schien, als habe das Schicksal ihn zum Schutze derselben hingestellt, denn als sie abging, gerieth sie in Gefahr, in eine schlecht verschlossene Oeffnung des Podiums zu fallen. Der Maschinist sprang schnell herbei, um sie aufrecht zu halten, stürzte aber dabei selbst in die Oeffnung und brach einen Arm. Alles drängte sich um ihn, dem armen Teufel Hilfe zu bieten, und nicht die Letzte war Dem. Sonntag, welche auf die Nachricht, Morgen sei der Tag seiner Einnahme, ausrief: „Wohlan, wir wiederholen die heutige Vorstellung!" — „Ach, Madame, das ist zu viel!" rief der Verwundete, „um das zu verdienen, müßte ich mir den andern Arm auch noch brechen." — Der folgende Abend war ein wahres Jubelfest für den Maschinisten. Der Kaiser von Rußland wohnte dieser Vorstellung bei, und sandte Dem. Sonntag einen kostbaren Schmuck, den sie aber gleichfalls dem Benefizianten zuwies.

*** Der sicherste wie der schlechteste Weg, in der Welt sein Glück zu machen, ist, einfältig und rechtschaffen zu scheinen; nur muß man Beides nicht sein.

Hierzu Schaluppe.

Schaluppe zum Dampfboot.



№. 84. **Am 15. Juli 1841.**

Inserate werden à 1½ Silbergroschen für die Zeile in das Dampfboot aufgenommen. Die Auflage ist 1500 und der Leserkreis des Blattes hat sich in fast alle Orte der Provinz und auch darüber hinaus verbreitet.

Der Danziger Verschönerungs-Verein und die Abholzung der Olivaer Waldberge.

Die Natur hat ihre Schönheiten in den Umgebungen von Danzig mit so großartigen Zügen hingezeichnet, daß es für den Verschönerungs-Verein eine schwierige Aufgabe sein wird, irgend etwas zu leisten, was unsern verwöhnten Augen leserlich erscheinen dürfte. Den vorzüglichsten und uns schon unentbehrlich gewordenen Lebensgenuß suchen wir Danziger außerhalb der Thore unserer Stadt. Viele andere Städte würden sich schon glücklich schätzen, einen Raum für Anpflanzungen und Verschönerungen zu haben, wie wir ihn zwischen unsern innern und äußern Thoren besitzen. Wir sind aber schon einmal verwöhnt, beachten wenig die hier befindlichen krüppelhaften Versuche, und nur am Olivaer Thor erwachen unsere Ansprüche. Wenn man bedenkt, daß vormals die Stadt von dem Anfangs-Punkte der schönen Gegend durch einen an kahlen Bergen hinkriechenden Sandweg, von mehr als einer Viertelmeile, getrennt war, wenn man die Masse der Beschwerlichkeiten des Weges abwäget gegen die Masse von Aufheiterung, Frohsinn und Genuß, welchen die Allee in der Zeit ihres Daseins gewähret hat, wer kann sich da enthalten, das Andenken des Mannes zu segnen, der dieser Schöpfung seine Gedanken und seine Wirkungen widmete!

Diese Allee würde aber nie entstanden sein, sie würde ihre Bedeutung verlieren, wenn sie den Lustwandelnden nur Kartoffel-Feldern oder kahlen Sandbergen zuführte.

Zu den mit Wald bewachsenen Anhöhen, die bei ihrem Ausgange anfangen, sollte sie den Weg erleichtern, diese mit der Stadt in unmittelbare Verbindung bringen. Es sind diese Waldberge, welche hier, so wie überall und von jeher, eine unbeschreibliche Gemüths-Erhebung bei den Menschen hervorgerufen haben. Sie sind es, diese unsern westlichen Horizont bekränzenden dicht belaubten Waldhügel, welche einen wesentlichen und unentbehrlichen Theil der weltberühmten Schönheit unserer Umgegend ausmachen, die unsere Anhänglichkeit an die Vaterstadt so bedeutend erhöhet, die den Fremden von nahe und ferne herbeiziehet und bezaubert.

Sollte man da nicht glauben und vertrauen, daß der Gedanke, dieses schöne Naturbild auch nur in seinen kleinsten Theilen zu beschädigen, vor jeder dahin führenden Handlung zurückbeben machen müsse! Diesem ist jedoch leider nicht so. Es fällt ein Baum nach dem andern, ein Hügel nach dem andern zeigt uns die widrige, kahle Blöße, und mit Schrecken siehet man weiteren Verwüstungen dieser Art entgegen. Wie ist hier zu helfen?

Nach menschlichen geschriebenen Gesetzen stehet es einem jeden Eigenthümer frei, seinen Baum herunter zu schlagen, — dagegen ist nichts zu sagen, so lange es sich nur um den materiellen Holzwerth des Baumes handelt. Es hat aber der Schöpfer den Bäumen auf der Erde mannigfaltige andere Zwecke und Bestimmungen beigegeben, unter denen die Ergötzlichkeiten, welche die Schönheit ihrer Gestalt, der Schatten, Schutz und die Frische ihres Laubgewölbes darbieten, nicht als zufällig oder als Nebensache betrachtet werden können. In dieser Beziehung entscheidet die Stelle, wo der Baum steht, über seine Hörigkeit und über die Bestimmung, welche der Schöpfer ihm beigelegt. Da wo es sich um die Feststellung eines Ufers oder einer Sandschelle handelt, tritt schon das Landesgesetz in's Mittel und untersagt dem Eigenthümer die Abholzung, oft nur, weil der Nutzungs-Genuß von einigen Morgen Landes irgend einem einzelnen Eigenthümer erhalten werden soll.

Wenn es nun aber Bäume giebt, die auf der Stelle, wo sie stehen, nicht allein Tausenden der letzt lebenden Mitmenschen, sondern Generationen auf Generationen, denjenigen Genuß gewähren, den der Schöpfer nicht für das Individuum in seiner vorübergehenden Existenz, sondern für die Menschheit beabsichtigte, wenn Er die Erde mit Bäumen ausschmückte, soll da der einzelne Mensch eingreifen und, um des jämmerlichen Holzwerths dieser Bäume wegen, die Verkümmerung des unnennbaren Werthes, den ihr Dasein gewährt, an der dabei betheiligten Menschheit begehen dürfen? Nach menschlichen Gesetzen: ja; — nach göttlichen: schwerlich; — nach der öffentlichen Meinung und Urtheil: gewiß nicht.

***

Hungersnoth auf dem Meere.

(Schluß.)

Nachdem das Fleisch des Negers gänzlich verzehrt worden, erhielt sich die ausgehungerte Mannschaft drei Tage hindurch ziemlich ruhig. Doch am 29. Januar erhielt der wüthende Hunger auf's Neue die Oberhand, und man beschloß, ein neues Opfer zu wählen. Der Kapitän ward davon benachrichtigt, und da er bereits vernommen, daß seine Weigerung fruchtlos sein werde, gab er zum Schein

seine Einwilligung. Da er jedoch fürchtete, die Matrosen möchten abermals parteiisch verfahren, so sammelte er alle seine Kräfte, um dem Loosen selbst beizuwohnen. Er schrieb die Namen eines Jeden der Mannschaft auf Stückchen Papier, warf alle Stückchen in seinen Hut und rüttelte sie um. Während dieser Vorbereitungen umstanden ihn die Matrosen in tiefem Schweigen und voller Angst. Aller Augen starrten unabgewendet auf den Hut; jeder Mund war halb geöffnet; bange Erwartung hielt eines Jeden Antlitz gespannt. Mit zitternder Hand zog Einer das verhängnißvolle Stückchen Papier; er übergab es dem Kapitän, der es entfaltete und den Namen „David Fladd" las. — „David Fladd!" wiederholte der ganze Kreis.

Der Unglückliche schien mit ziemlicher Standhaftigkeit sich seinem Schicksal zu unterwerfen. — „Freunde!" sprach er zu seinen Kameraden, „bloß um eine Gunst bitte ich Euch: martert mich nicht lange, sondern tödtet mich so schnell wie den Neger!" Dann bat er noch um eine Stunde Ausstand, sich zum Tode vorzubereiten, nur mit Thränen vermochten seine Genossen ihm zu antworten; das Mitleid erstickte auf einen Augenblick des Hungers Wuth. Diese Stimmung der Mannschaft benutzte der Kapitän augenblicklich, seine rührenden Vorstellungen fanden Eingang, und man beschloß einstimmig, das Schlachten dieses Opfers bis um eilf Uhr des folgenden Tages auszusetzen, da es doch nicht unmöglich sei, daß vor dieser Zeit auf andere Weise ihnen Hilfe werde. Dem armen Fladd gereichte jedoch dieser Ausstand wenig zum Troste; im Gegentheil machte die Gewißheit, daß er am folgenden Tage sterben müsse, einen so tiefen Eindruck auf sein Gemüth, daß ein heftiges Fieber ihn befiel. Das schrecklichste Irrereden verschlimmerte seinen Zustand dergestalt, daß Einige vorschlugen, seinen Leiden schneller ein Ende zu machen; allein die Mehrheit verblieb bei dem einmal gefaßten Beschlusse.

Der verhängnißvolle Tag brach an, es war zehn Uhr; schon begann man, Vorbereitungen zu machen; es wurde Feuer angelegt, um die Glieder des Unglücklichen zu braten, und Derjenige, der ihn tödten sollte, lud bereits ein Pistol, um ihm vor den Kopf zu schießen.

In diesem Augenblick, wo keiner von der Schiffsmannschaft, wegen ihrer innigen Betrübniß, im Stande war, ein einziges Wort zu sprechen, erblickte man in der Ferne ein Schiff, das durch einen günstigen Wind bald sehr nahe zu ihnen geführt ward. Wer schildert die Gefühle, die Empfindung der Ausgehungerten, als der Kapitän dieses Schiffes, das von Virginien nach London segelte, ihnen nicht allein Hilfe versprach, sondern auch sogleich die nöthigen Maßregeln nahm, ihnen Beistand angedeihen zu lassen. Er ließ schleunigst Lebensmittel herbeischaffen, versah außerdem das Schiff mit neuen Segeln und Masten, und erbot sich, es nach England zu begleiten, von wo sie sich jetzt nicht mehr fern befanden.

Dankbar und freudig ward des wackern Kapitäns Anerbieten angenommen. Während der Fahrt starben zwei Matrosen; alle Uebrigen genasen, unter ihnen auch Fladd, der den Pforten der Ewigkeit so nahe gewesen, und binnen Kurzem landete man glücklich in England.

Der gespenstige Frosch.

Ein Bewohner des Städtchens Boussy (Côte d'or in Frankreich) ging auf den Froschfang aus und kehrte Abends, mit reicher Beute belastet, nach seiner Wohnung zurück. Am Thore begegnet ihm Hr. Armand, ein junger, erst seit kurzem verheiratheter Kaufmann, und unser Froschfänger macht sich den Spaß, einen Frosch in die Rocktasche des genannten Hrn. Armand gleiten zu lassen. Dieser erwacht in derselben Nacht, einen eisigkalten Gegenstand auf seiner nackten Brust fühlend; zu gleicher Zeit vernimmt er unheimliche, röchelnde Töne, die von jenem Gegenstande auf seiner Brust herzurühren scheinen. Entsetzt springt Armand aus dem Bette, macht Licht, weckt seine junge Frau, die Nachsuchungen beginnen, allein der nächtliche Ruhestörer ist nicht zu finden. Armand legt sich wieder zu Bette, und das Gestöhn beginnt von neuem. Daß dabei an ein Schlafen nicht zu denken war, versteht sich von selber. Morgens erhält Hr. Armand einen Brief aus Paris, daß sein Onkel, mit dem er längere Zeit in Unfrieden gelebt, ohne ihm verziehen zu haben, vom Schlage gerührt, gestorben sei. Armand's wahnerfülltes Herz bringt nun die Schrecken der vergangenen Nacht mit dem plötzlichen Tode des feindlich gesinnten Onkels in Verbindung und hält die nächtliche Ruhestörung für eine Geistermahnung. Er begibt sich zum Pfarrer des Orts, theilt diesem den ganzen Hergang mit, und dieser bestätigt, daß allerdings abgeschiedene Seelen ihren Angehörigen zürnend erscheinen können, durch Gebete aber und gute Werke zu versöhnen wären. So kehrt Armand noch aufgeregter denn früher in seine Wohnung zurück. Die Nacht kommt und mit ihr das klägliche Gestöhn. So fließen für Armand und seine Gattin acht schreckensvolle Nächte hin, denn in jeder Nacht wiederholt sich dasselbe unheimliche Aechzen, nur immer schwächer werdend. Der Frosch, der sich in eine Spalte der Fußboden-Diele eingenistet hatte, und, der Nahrung wie seiner gewohnten Lebenselemente beraubt, die dumpfen Klagelaute ausgestoßen, brachte, immer schwächer werdend, auch desto kläglichere Sterbenslaute hervor. Armand aber sieht in dem nächtlichen Spuk die Strafe des Himmels für den Unfrieden, in dem er mit dem verstorbenen Onkel gelebt. Verstört, bleich, abgemagert geht er im Städtchen herum — das Leben ist ihm zur Last. Eines Morgens früh, es war am neunten Tage der furchtbarsten Seelenfolter, verläßt er die Wohnung und wird am Abend im nahen Wäldchen mit zerschmettertem Kopfe gefunden. Er hatte sich erschossen. Die junge Frau, vernichtet durch den Selbstmord des geliebten Gatten, schließt sich in ihr Gemach ein. Am andern Morgen fand man sie todt in ihrem Bette, sie hatte sich durch Kohlendampf erstickt. In der Mitte des Zimmers aber lag der unselige Frosch, den der Kohlendampf aus seinem Verstecke im Todeskampfe hervorgetrieben und

ebenfalls getödtet hatte. — Der Bewohner Boussy's, der Armand den Frosch im Scherze in die Rocktasche gleiten ließ, hat sich nach diesem tragischen Vorgange, von Gewissensbissen gemartert, freiwillig der Behörde gestellt.

Modeartikel.

Frankreich ist und war seit Jahrhunderten das Land der Moden; ein Franzose, der Dr. Raymond, hat nun auch ein sehr reichhaltiges Buch in dieser Beziehung geschrieben. Von seinen Etudes hygieniques sur la santé, la beauté et le bonheur de femmes sind uns zwar, bisher nur Bruchstücke in andern Blättern zu Gesichte gekommen; diesen nach zu schließen bringt das Werk aber sehr interessante Beiträge zur Kultur- und Modegeschichte des weiblichen Geschlechts. Wir wollen nach diesem Werke einige Fragen beantworten, welche vielleicht manchen unserer Leserinnen Neues bringen. Wann z. B. kamen die ersten Manschetten auf? Unter Karl VI., welcher 1422 starb, waren die Leinwandhemden in Frankreich noch eine Seltenheit, man trug gewöhnlich Hemden von Sarge; Isabella von Bayern setzte sich großer Nachrede aus, daß sie zwei linnene Hemden hatte, denn ein Hemde schien ein so übertriebener Aufwand, daß man, um mit ihm zu prunken, die Enden am Schluß der Aermel und am Halse hervorstehen ließ: so entstanden Manchetten und Halskrausen! — Im fünfzehnten Jahrhunderte waren kostbare Halsbänder und Ohrringe sehr in Mode; um sie recht sehen zu lassen, fingen die Pariserinnen an, Hals und Brust bloß zu tragen. Doch nur wer einen kostbaren Goldschmuck hatte, machte die Mode mit, weßhalb namentlich die Hofdamen jener Zeit sich Damen à la grande gorge nannten! — Wann kamen die ersten Stecknadeln auf? Im Jahre 1543 wurden die ersten nach heutiger Art in England verfertigt; bis dahin bedienten sich die Frauen feingespitzter, biegsamer hölzerner Sprossen. — Die ersten Spitzen kamen aus Venedig und Genua nach Paris und machten so schnell Glück, daß Ludwig XIII. im Jahre 1629 gesetzlich verbot, theurere als zu 3 Livres die Elle zu tragen; da die ausländischen aber durchweg höher kamen, so wurden die berühmten Fabriken zu Alençon und Argenton angelegt. — Im sechszehnten Jahrhunderte war der Sammet noch so enorm theuer, daß die Modeherren bloß das Vordertheil des Rockes von diesem Stoffe, den Rücken von Ostade, einem leichteren Zeuge, trugen. — In derselben Zeit kamen auch bei den Damen die Masken (loups, Wölfe) in Aufnahme: sie wurden an einem kleinen stählernen Stäbchen befestigt, an dem Ende desselben saß ein gläserner Knopf, welchen die Dame im Munde festhielt und so zugleich die Stimme veränderte. Unter Ludwig XV. wurde diese Mode durch die Schönpflästerchen abgelöst, von welchen jedes an jeder besondern Stelle des Gesichts eine andere Bedeutung hatte. An den Augenwimpern angebracht, hieß das Pflästerchen z. B. passionirt, mitten auf der Stirn majestätisch, mitten auf der Wange galant, auf der Lippe kokett u. s. w. Wann kam der Gebrauch des weißen Puders auf? Unter Heinrich IV. von Frankreich; sogar Nonnen puderten sich damals. — Die Schuhe mit hohen Hacken, welche fast 200 Jahre die Menschheit quälten, stammen eigentlich aus Rom. Kaiser Augustus trug die ersten, seiner kleinen Figur wegen. Im Mittelalter gab man bei den Männern viel, bei den Damen, wegen der langen Kleider, sehr wenig auf Schuhluxus. Unter Philipp dem Schönen trugen die Bürgerfrauen in Paris gewöhnlich Schuhe und Kleider von derselben Farbe, und diese war vorzugsweise die graue, daher entstand der Name „Grisette" für schlichte Bürgersmädchen. Wie hat dieser Name jetzt seine Bedeutung verändert!

Kajütenfracht.

— Polizeiliche Nachrichten: Am 14. Juni wurden 4 Personen verhaftet, welche geständlich an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten Pferden auf der Weide die Schwänze abgeschnitten und die Haare verkauft hatten. — In der Nacht des 16. Juni wurde auf Ohraer Weide eine Kuh, 40 Thlr. werth, von Dieben geschlachtet, die das Fell und das beste Fleisch mit fortnahmen, es gelang, die Thäter, oft bestrafte Diebe, zu ermitteln und dem Gericht zur Bestrafung zu überweisen. — Einem hiesigen Kaufmanne wurden am 9. Juni 1834 151 Thlr. 10 Sgr. mittelst gewaltsamen Einbruchs entwendet, ohne daß damals die Spur des Diebes im entferntesten ermittelt werden konnte. Ein bekannter Observat hat jetzt die That eingestanden und seinen Mitgenossen bezeichnet, natürlich war das entwendete Gut jetzt nicht mehr herbeizuschaffen. — Einem Fleischermeister in Emaus wurden in der Nacht vom 22. zum 23. Juni c. 2 Schöpse aus dem Stalle entwendet. Die Diebe wurden ermittelt und auch das gestohlene Gut herbeigeschafft.

Provinzial-Correspondenz.

Neufahrwasser, den 13. Juli 1841.

Der Hafen ist nun wieder voll Schiffe und also auch wieder Leben in demselben, was selbst denjenigen hierorts interessirt, der mit den nautischen Angelegenheiten in gar keiner Verbindung steht. Denn ein leerer Hafen ist einem Todtenhaine sehr ähnlich, weil die wenigen Masten der Küstenfahrer gleichsam wie Trauerweiden dastehen, an deren Spitzen die Wimpel wie Reste verwitterter Traphäen aussehen, die bessere Tage, die ein frisches Leben und heitere Concurrenz ihnen verliehen hatten. Aber wenn gleich die stolzen Segler Hafen und Rhede eingenommen haben, so ist doch die Zahl derer nicht gering, die, ohne Hoffnung auf Fracht, nur dem Zufall ihr ferneres Heil anvertrauen. Denn bis gestern wurden noch 72 unbefrachtete Schiffe gezählt. Tempora mutantur! — Vor einigen Tagen ereignete sich auf dem neuen Wege von Danzig hierher Folgendes: Der 20jährige Sohn einer hiesigen Tagelöhner-Wittwe, wegen seiner großen Beschränktheit nur zu ganz gewöhnlichen Arbeiten und auch dann nur mo-

mentan brauchbar, begegnete auf der genannten Straße einem 15jährigen Mädchen, die von Weichselmünde nach Danzig zu gehen im Begriff war. Der Weg, in den Vormittagsstunden gewöhnlich sehr menschenleer, schien dem Umtreiber geeignet, einen Angriff auf das Mädchen zu machen und von ihr Geld zu verlangen. Sie weigerte sich hartnäckig, die ihr mitgegebenen 9 Silbergroschen herauszureichen und wehrte sich den Zudringlichen muthig ab. Doch dieser, durch den Kampf hitziger geworden, ergriff die kleine Person, warf sie zu Boden und drohte, mit seinem herausgeholten Taschenmesser sie zu durchbohren, wenn sie sich länger weigern würde, seiner Forderung zu genügen, oder auch nur einen Laut von sich hören ließe. Unterdessen aber zeigten sich in der Ferne einige Menschen, und weil das kühne Mädchen es dennoch wagte, laut um Hilfe zu rufen, was die nahen Burschen zur Eile anspornte, so ließ der thörichte Räuber die zu Boden Geworfene liegen und suchte sein Heil in der Flucht. Doch nahe an Fahrwasser wurde er ergriffen und der Polizei zur Bestrafung seines Frevels überliefert. Der jetzt hier stationirte Polizei-Beamte, Herr Demski, ist ein kräftiger, thätiger und sehr umsichtiger Mann, gerade wie ihn der hiesige Ort, der bei seiner Einwohnerzahl von 2430 Seelen und den vielen Fremden, die ab- und zugehen, mit einem Polizei-Beamten sich begnügen muß, schon lange wünschen mußte, um die vielen Kneipen und Tanzhäuser mit ihren seemännischen Gästen in Ordnung zu halten. — Endlich hat Herr Krüger (Besitzer des Seebads Westerplate) die Erlaubniß höhern Orts durch dankbar anzuerkennende Bemühungen der dieser Anstalt wohlwollenden Königl. Provinzial-Behörde erhalten, Feuerstellen, wie und wo er sie auf dem von ihm gepachteten Terrain für zweckmäßig halten wird, anlegen zu können. Bei dem Muthe und dem Unternehmungsgeiste des Badebesitzers, welche Verbesserungen und neue Gestaltungen lassen sich da nicht für unsern Badeort erwarten!

Philotas.

Schöneck, den 12. Juli 1841.

Am 10. d. M. Abends kam eine Viertelmeile von hier in Szwabrocz abermals ein Brandunglück vor, welches jedes fühlende Herz tief ergreifen muß, indem bei demselben wieder ein Kind verbrannte. Das Feuer ist dadurch ausgekommen, daß Kinder einer Wittwe, welche in demselben Hause wohnte, in Abwesenheit ihrer Mutter kochen wollten, zu diesem Zwecke Stroh anzündeten und unvorsichtig damit umgingen. Die Eltern des verbrannten halbjährigen Kindes befanden sich ebenfalls nicht zu Hause, als das Feuer ausbrach, und kamen eben nur noch zeitig genug herbei, um ihr zweites Kind den Flammen zu entreißen; dasselbe ist indeß ebenfalls sehr beschädigt, und auch der Vater hat, indem er mit der Rettung bemüht war, bedeutende Brandwunden davon getragen. — Das Häuschen hatten die Bewohner sich erst kürzlich erbaut; es war nicht versichert, und so stehen dieselben jetzt nicht allein mit bitterem Schmerz an der Leiche des einen und an dem Krankenlager des andern Kindes, sondern sind auch obenein obdachlos und durch das sie betreffende Unglück in die bitterste Dürftigkeit versenkt.

Verantwortlicher Redacteur: Julius Sincerus (Dr. Lasker.)

Druck und Verlag von **Fr. Sam. Gerhard.**